

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Kriegswinter 1944 in den Ardennen. Die siebenjährige jüdische Renée wird vom Dorfpfarrer versteckt. Als die Deutschen erneut eine Gegenoffensive starten, übergibt er Renée einem Soldaten in amerikanischer Uniform. Doch die Uniform ist nur Tarnung, der Offizier ist ein Deutscher. Aber wie durch ein Wunder geschieht plötzlich das Unmögliche: Im Moment, als der Offizier Matthias das Mädchen erschießen will, ist er von Renée magnetisiert, von ihrem Blick, ihrer Lebendigkeit, ihrem unverfrorenen Mut. Ein ergreifender Roman, der noch lange nachhallt.

»In diesem starken Roman ist kein Platz für Kitsch, für Kriegsverbrechen durchaus. Diese Lektüre hallt lange nach.« *Wienerin*

Emmanuelle Pirottes erster Roman »Heute leben wir« wurde in Frankreich mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet und in elf Sprachen übersetzt. Eine Verfilmung des Romans, der zunächst als Drehbuch geschrieben wurde, ist geplant. Emmanuelle Pirotte lebt mit ihrer Familie in einem belgischen Dorf.

Grete Osterwald lebt als Übersetzerin aus dem Englischen und Französischen in Frankfurt am Main. Für ihr umfangreiches Werk wurde sie mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet. Zu den von ihr übersetzten Autoren zählen u. a. Georges Duby, Jacques Chessex, Hédi Kaddour sowie Nicole Krauss, Lloyd Jones und J.G. Farrell.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Emmanuelle
Pirotte

Heute
leben
wir

Roman

Aus dem Französischen
von Grete Osterwald

FISCHER Taschenbuch

Vorlage für diesen Roman ist ein Spielfilm-Drehbuch
von Emmanuelle Pirotte und Sylvestre Sbile



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, April 2019

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
„Today we live“ bei le cherche midi, Paris 2015
© le cherche midi, 2015

© 2017 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-29626-2

1

Das geschmierte Brot blieb dem Vater an den Lippen hängen. Jeder erstarrte vor seinem dampfenden Kaffee. Ein Frauenschrei von der Straße her. Weinen, Gekreische, das Wiehern eines Pferdes. Der Vater öffnete das Fenster. Schlagartig wurde es eiskalt in der kleinen Küche. Er rief einen Mann draußen. Ein paar Worte wurden gewechselt, übertönt vom Stimmengewirr der Straße. Die Mutter, Marcel und Henri, die beiden Söhne, sahen Renée schweigend an. Doch Renée biss schnell noch zweimal in ihr Butterbrot, sie hatte schließlich Hunger. Der Vater machte das Fenster wieder zu. Er schien um zwei Jahre gealtert zu sein.

»Sie kommen zurück«, sagte er mit dumpfer Stimme.

Die Mutter bekreuzigte sich.

»Wir müssen etwas tun für Renée«, setzte der Vater erneut an.

»Nein!«, entfuhr es der Mutter mit einem Schluchzen.

Sie wagte das Kind nicht mehr anzusehen. Auch Henri hatte sich abgewandt. Marcel dagegen ließ Renée nicht aus den Augen. Der Vater stand wie angewurzelt da, vollkommen verkrampt, die Gesichtszüge entstellt vor Angst. Er starrte seine Frau an.

»Weißt du, warum sie Baptiste erschossen haben? Weil er Fahnen von den Englischmen im Keller hatte. Da ist es für eine Jüdin ...«

Die Mutter bedeutete ihm, still zu sein. Eine Jüdin. Sagte man dieses Wort? Die Mutter hatte nie richtig verstanden, worin das bestehen sollte, Jude sein. Es war gefährlich, Punkt. Bald waren fünf Monate vergangen, seit Renée bei ihnen angekommen war. Ein Kind von sechs oder sieben Jahren, man wusste es nicht so genau. Etwas wild und stolz mit ihren schwarzen Augen, wie man sie nur bei Zigeunern sah. Augen, die einen auf Schritt und Tritt verfolgten, die einen verschlangen, intelligente Augen, das ja, mit Sicherheit. Gierig, immer wachsam, an allem interessiert, und die alles zu verstehen schienen ... Renée machte ihnen ein bisschen Angst. Außer Marcel, der sich ganze Tage lang draußen mit ihr herumtrieb. Im September hatte man die Befreiung gefeiert, niemand war gekommen, um sie abzuholen. Und jetzt ging der Albtraum wieder los. Um Himmels willen ... Mitten

im Winter, auch das noch. Der Vater hatte begonnen, von einem Fuß auf den anderen zu treten.

»In weniger als einer halben Stunde sind sie hier, die Boches. Und die Piersons wissen Bescheid. Die werden sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen, zu quatschen.«

Die Mutter wusste, dass er recht hatte. Catherine Piersons hasserfüllte Blicke während der Messe sprachen Bände.

»Na los ... Komm, Renée«, flüsterte der Vater.

Die Kleine stand auf, stellte sich brav neben ihn. Die Mutter spürte ihr Herz bis zum Halse schlagen. Warum wühlte es sie plötzlich derart auf, sich von Renée trennen zu müssen? Sie hatte nie das Gefühl gehabt, dieses Kind wirklich zu lieben. Sie beobachtete, wie die Kleine in den Mantel schlüpfte, mit ihren Patschhändchen an den Knöpfen fummelte. Der Vater zog ihr ruppig eine Pudelmütze über. Das Kind war ruhig, so ruhig, und doch gespannt wie ein Flitzbogen, bereit zu handeln, zu reagieren, genau das zu tun, was sein musste, wie immer. Diese Art, das war etwas, womit es die Mutter zur Weißglut bringen konnte ... aber nicht heute. Abrupt stand sie auf und verschwand im Flur. Man hörte sie schniefend die Treppe hinaufsteigen, vier Stufen auf einmal.

»Kommt schon, ihr zwei, umarmt die Kleine«, sagte der Vater.

Die Jungen erhoben sich vom Tisch und kamen näher. Henri, der Ältere, berührte kaum ihre Wange. Marcel, der auf die elf zugeht, hielt sie lange an sich gepresst. Schließlich stieß Renée ihn sanft zurück. Er weinte. Sie sah ihm tief in die Augen, küsste ihn auf die Wange, dann drehte sie sich um und schob ihre Hand in die des Vaters. Die Mutter kehrte in die Küche zurück, einen kleinen Koffer in der einen Hand und in der anderen ein ziemlich zerlumptes Stoffmännchen, das sie Renée reichte. Sie küsste das Kind auf die Stirn. Der Vater ergriff den Koffer, öffnete die Tür und führte Renée in die Kälte, die Schreie, die Panik, die Gefahr. Die Tür schloss sich mit einem trockenen Knall. Die Mutter verharrte lange mit verlorenem Blick, die Hände leicht erhoben und geöffnet, in einer innegehaltenen Geste, wie man sie von Bettlern kennt. Murmelnd wandte sie sich ihren Söhnen zu:

»Sie hat ihre Handschuhe nicht an.«

Der Vater rannte, als wäre der Teufel hinter ihm her. Renée flog geradezu an seiner Seite, ihre Hand zerquetscht von dem eisernen Griff, die Wangen gepeitscht vom eisigen Wind aus dem Norden. Ringsum, im Schnee, herrschte Chaos. Die Augen der Kleinen verfielen kurz in denen einer Greisin, die klagend auf einem Karren saß, zwischen Matratzen und Blechschüsseln, ein wimmerndes Baby in den Armen. Etwas weiter zerrten ein Mann und eine Frau,

jeder an einer Seite, unter lauten Beschimpfungen an einer Steppdecke. Eine Mutter rief weinend einen Vornamen, während sie in alle Richtungen panische Blicke warf; der Rest der Familie wartete auf einem Fuhrwerk, um das Dorf zu verlassen. Renée war verblüfft über die traurig im Leeren schaukelnden Beine, immer paarweise und seltsam ruhig inmitten dieser ganzen Aufregung. Die meisten machten sich zu Fuß auf den Weg, mit Sack und Pack, Kindern oder Alten auf dem Rücken oder in Kinderwagen.

Der Vater und Renée erreichten den Platz. Sie stürzten die Treppe zum Pfarrhaus hinauf. Der Vater betätigte die Glocke. Sekunden später öffnete sich die Tür und die hohe Gestalt des Pfarrers erschien. Er bat sie in sein Wohnzimmer. Im Kamin brannte ein großes Feuer, das unstete Schatten auf die Holztäfelungen warf, mit denen die Wände vollständig bedeckt waren. Es roch gut nach Wachs. Der Vater trug sein Anliegen vor.

»Hier ist sie auch nicht besser in Sicherheit«, sagte der Pfarrer.

»Aber sicher doch«, brummte der Vater.

Wo auch immer in diesem Moment, besser als bei ihm zu Hause. Als er Renée vor fünf Monaten bei sich aufgenommen hatte, wusste der Vater, welches Risiko er einging, für sich und für seine Familie. Aber damals glaubte man, der Krieg sei zu Ende; seit Mo-

naten hatte man keine Deutschen mehr in der Gegend gesehen. Und heute standen diese Dreckskerle von Fritz fast vor ihrer Tür. Wer weiß, was sie im Sinn hatten? Wer weiß, ob sie nicht noch brutaler, noch grausamer sein würden als zuvor, endgültig verrückt geworden durch das Gefühl, an der Niederlage vorbeigeschrammt zu sein? Auch noch zahlreicher vielleicht, Horden von Feldgrauen, aus ihrer Asche auferstanden wie von der Hölle ausgespuckte Wiedergänger. Er hatte Visionen, sah seine beiden blutbefleckten Jungen, ihre Körper von Kugeln durchsiebt wie der des Apothekersohns, den man hinter dem Gemeindesaal gefunden hatte. Das gequälte Gesicht des Vaters wand sich in Grimassen. Er hatte wieder begonnen, von einem Fuß auf den anderen zu treten, Renée noch immer an seiner Hand.

»Schon gut, Jacques«, sagte der Pfarrer.

Der Vater wäre ihm fast zu Füßen gefallen. Stattdessen rang er sich ein blödes Lächeln ab. Er tat dem Pfarrer wirklich leid, dieser herzensgute Mann, plötzlich in einen Feigling verwandelt. Näher tretend, legte er seine breite Hand auf die Schulter des Vaters. Dieser schenkte ihm ein raues »Danke«, ehe er den Koffer und Renées Hand losließ. Dann beugte er sich hinab, fasste die Kleine bei den Schultern. Er sah sie an und fühlte sich elend. Das Kind drückte nichts aus, was er verstehen konnte; keinen Vorwurf, keine

Wut, keine Traurigkeit, auch keine Angst oder Resignation, sondern etwas Stärkeres, ohne jedes klar erkennbare Gefühl. Erschüttert, am Boden zerstört vor Scham und gleichzeitig berührt von dieser Art Anmut, die es ausstrahlte, küsste der Vater es auf die Stirn und entfloh wie ein Dieb.

»Magst du Arme Ritter?«, fragte der Pfarrer.

»Oh, und wie, riesig«, antwortete Renée.

Sie hatte es »riezig« ausgesprochen. Der Pfarrer beobachtete sie. Momentan strahlte die Kleine vor Vorfreude auf den Genuss, das köstliche, in eine Mischung aus Milch, Zucker und Eiern getunkte, goldgelb geröstete Brot zu essen. Er nahm sie mit in die Küche, um die Armen Ritter zuzubereiten. Renée durfte die Eier aufschlagen. Das Kind zeigte sich ruhig, aufmerksam, als wäre es an einem schönen Friedenstag zu Besuch gekommen. Der Pfarrer machte sich daran, die Mischung zu verquirlen, unterbrach aber jäh, um zu lauschen. Ein Motorgeräusch. Er ließ den Rührbesen fallen und ging zum Wohnzimmerfenster. Auf dem Platz kam ein Kübelwagen angebraust. Nach allen Seiten schwärmten Soldaten aus, die Waffe in der Hand. Ein Offizier stieg aus dem Jeep. Der Pfarrer konnte soeben noch den goldenen Doppelblitz auf der Schirmmütze erkennen. Das verfluchte Zeichen. Die Soldaten ließen die Bewohner eines Hauses vor die Tür treten, reihten sie an der

Wand auf, die Hände über dem Kopf. Der SS-Mann schritt langsam die Reihe der verschreckten Zivilisten ab. Der Pfarrer wandte sich um; Renée stand hinter ihm. Ihr war nichts von der Szene entgangen. Er packte den mitten im Wohnzimmer stehen gebliebenen Koffer. Renée spürte den Griff einer neuen Männerhand, die sich um ihre schloss. Sie verließen das Haus durch die Küchentür. Pech für die Armen Ritter.

Das klobige Schuhwerk des Pfarrers hinterließ tiefe und breite Spuren auf dem schneebedeckten Weg des Gemüsegartens. Sie gelangten vom Garten ins Freie. Der Pfarrer lief so schnell er konnte. Renée schaffte es kaum mitzuhalten, ihre kurzen Beine sanken zu tief ein. Sie fiel hin. Der Pfarrer half ihr auf, und sie liefen weiter. Man konnte nicht zwischen der Straße und den Feldern der Umgebung unterscheiden. Alles war weiß. Der ganz mit Schnee erfüllte Himmel, seit Tagen dicht, ging in die Landschaft über. Renée konnte nicht mehr; sie keuchte, unfähig, zu verschnaufen. Der Pfarrer nahm sie auf den Arm. In der Ferne begann sich etwas zu bewegen. Ein Fahrzeug. Der Pfarrer sprang in den Graben, hielt Renée fest an sich gedrückt. So warteten sie mit angehaltenem Atem. Das Motorgeräusch nahte. Der Pfarrer reckte sich am Rand des Grabens auf die Zehenspitzen. Er bekreuzigte sich und lächelte Renée zu. Es war ein

amerikanischer Jeep; das Kind war gerettet. Er sprang auf die Straße, schwenkte die Arme mit großen Gebärden. Der Wagen kam in hohem Tempo auf ihn zu, bremste und hätte ihn fast erwischt bei dem rutschigen Manöver. Zwei Soldaten saßen drin.

»*You take girl!*!«, schrie der Pfarrer.

Die Soldaten blickten sich an, perplex.

»*Are you crazy?!!*«, gab der Fahrer zurück.

»*She Jüdin! SS in Dorf! She kaputt!*«

Während er sprach, hob der Pfarrer Renée hoch und setzte sie auf die Rückbank des Jeeps. Der Beifahrer-Soldat warf einen Blick über die Schulter zurück und traf den Blick des kleinen Mädchens. Der Jeep brauste davon. Renées Koffer stand mitten auf der Straße.

Renée wurde auf der Rückbank hin und her gerüttelt. Sie zog ihr Lumpenmännchen aus der Tasche. Der Fahrer begann mit seinem Nachbarn zu reden:

»*Und jetzt, was machen wir!?*«

Deutsch. Das war Deutsch, keine Frage. Sie kannte die Sprache derer, die ihr niemals über den Weg laufen durften, genau. Sie hatte sie nur zweimal gehört, aber niemals könnte sie diese Sprache mit einer anderen verwechseln. Sie stach wie ein Strauß Brennnessel, sie hatte die Farbe, die Konsistenz eines Eisblocks, und doch ... Doch gab es etwas Klares, ein verborgenes Licht hinter den Worten, etwas, was Renée warm

und vertraut in den Ohren klang, etwas Verwirrendes, das sie sich nicht erklären konnte.

Ihr war plötzlich sehr kalt. Sie klammerte sich an den Vordersitz und begann mit den Zähnen zu klappern. Die getarnten Soldaten wechselten noch ein paar Worte. Der Jeep war in einen Waldweg eingebogen. Renée wurde unruhig. Zum Glück konnten die Männer es nicht sehen, noch nicht. Das musste aufhören. Es musste. Jetzt. Die Bremsen quietschten. Der Jeep stoppte in einer Rutschpartie. Der Fahrer stieg aus und hob Renée unsanft hoch, um sie auf dem Weg, der tief in den Wald führte, abzusetzen. Er zog eine Pistole aus der Tasche und bediente sich des Knaufs, um Renée zu zwingen, vor ihm her zu gehen. Der andere Soldat bildete den Schluss des kleinen Zuges.

Man hörte nur das Knirschen ihrer Schritte auf dem gefrorenen Schnee. Die Wipfel der hohen Kiefern fegten langsam durch den Himmel, vom Nordwind geschüttelt. Renée ging weiter, immer schön aufrecht. Sie hatte schrecklichen Durst. Sie spürte den großen Körper des Deutschen hinter ihrem Rücken, spürte die Pistole, zweifellos auf sie gerichtet. Würde sie wirklich sterben in diesem Wald, nachdem sie so oft entkommen war? Sterben, was war das eigentlich genau? Sie wusste um die Endgültigkeit des Todes, sie kannte seine Symptome, und vor allem besaß sie die